

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 85.

Berlin, Montag den 17. Juli

1843.

England.

Englische Dichter-Charaktere, geschildert von Louise von Ploennies.
Robert Southey.

Robert Southey, geboren 1774, zeigte schon früh eine wahre Vorliebe für die Dichtkunst und gab in seinem 13ten Jahre die ersten Proben seines dichterischen Talents. Unter dem Titel: Moschus und Bion gab er 1795 in Gemeinschaft mit seinem Freund Lovell seinen ersten Band Gedichte heraus und bald darauf seine Joan of Arc, ein Gedicht, welches er in 6 Wochen ausgearbeitet haben soll. Seine Briefe über Spanien 1804 enthalten viel Interessantes über die Pyrenäische Halbinsel und ihre Literatur. Während seines Aufenthalts in Portugal entstand sein Gedicht Thalaba, der Berberber. Im September 1813 ward Southey zum gekrönten Dichter ernannt, jedoch von der Verpflichtung, des Königs Geburtstag zu besingen, dispensirt. Die Edinburgh Review sagt von Southey: „Wir bewundern sein Genie, wir verehren seine erhabenen Grundsätze, und wir lieben die Zartheit des Herzens, die in allen seinen Erzeugnissen sichtbar ist. Nicht viele Dichter, weder der Vorzeit noch der Gegenwart, haben Proben einer schöneren Phantasie gegeben oder vielfacher aus den Vorräthen einer reichen und kultivirten Einbildungskraft geschöpft; noch kleinere haben einen so feinen Taft für das Sentimentale bewiesen oder mit so zauberischen Farben die einfachen und unschuldigen Regungen der Natur gemalt; — aber wenige haben auch diese reichen Gaben durch hartnäckige Anhänglichkeit an kindische Affectation und unangenehme Eigenheiten so getrübt wie Southey und haben dadurch die Welt um das Vergnügen, sich selbst um den Ruhm gebracht, den ihre Werke nach der Absicht ihrer Verfasser hervorzubringen im Stande waren.“

Dies das Urtheil der Englischen Kritiker über Southey, welcher wie Wordsworth an Landseen wohnte und deswegen auch zu der lake school gezählt wird. Doch unterscheidet er sich wesentlich von Wordsworth darin, daß, während dieser sich einer beinahe zu weit geführten Einfachheit befleißigt, Southey sich bemüht, seine erwählten Stoffe mit so viel Glanz als möglich auszustatten. Wir haben daher mehr Gelegenheit, seine Kunst im Geschmack der Drappirung und Ausschmückung seiner Gestalten, der reichen Scenerie, in welche er sie versetzt, zu bewundern, als von der Idee, welche all' dieser Pracht die belebende Seele seyn soll, ergriffen zu werden. In dieser reichen Scenerie und Vorliebe für prächtige Ausstattung hat er einige Verwandtschaft mit Freiligrath; wie dieser, läßt er sich gern von Orientalischen Bildern umschweben und gießt einen schimmernden Farbenglanz auf diese Gemälde aus; aber während Southey's Poesie reicher an Scenen reiner Zärtlichkeit und ergreifender Seelenleiden ist, weiß Freiligrath durch die Kraft seiner Darstellungen und durch das Feuer seiner Phantasie hinreißender auf das Gemüth zu wirken. In Southey finden wir mehr Verebdsamkeit als Begeisterung, mehr Schimmer als Gluth; hören wir z. B. in dem Gedicht: The Curse of Kehanna, welches viele schöne Indische Schilderungen enthält, seine Beschreibung eines Indischen Abends:

Der Abend naht, und über Stromesfluthen
Heimwärts den Flug still der Flamingo lenkt,
Und wo er segelt durch die Abendgluthen,
Ein höh'rer Purpur seine Schwingen trinkt.
Doch! an dem goldenen Palaß
Ist lauter der Beamin die Stunde,
Der eh'ne Klang tönt in der Runde,
Und weislich durch den Abend schallt
Er hin, wie fernor Donner hallt.

Oder seine Beschreibung der alten zerstörten Stadt Baly, einer jener in Felsen gebauenen Städte in Ostindien, deren Trümmer halb aus den Fluthen emporragen:

Vom Mittagstrahl mit hellem Glanz umflogen
Die gold'nen Thürme schimmern aus der See,
Und Dome, Zinnen steigen aus den Wogen,
Ein Anblick, der erweckt ein tiefes Weh.
Denn hier kann traurig der Beschauer ahnen,
Welch reiches Wunderwerk verschlang die Nacht;
Und jene stolzen Monumente mahnen
An die verfun'ne meerumrauchte Pracht.
Dort, in die Felsen eingehauen, ragen
Die alten Tempel nah' der Meeresfluth,
Vergebens Fluth und Brandung daran schlagen,
Weil unerschütterlich ihr Grundstein ruht. —
Die Göttertempel stehn in riesem Schweigen —
Einst waren sie durchdrungen von hellem Klang.

Als sich der Feste feierlicher Reigen
Im Dienst der Götter durch die Hallen schlang.
Jetzt rauscht die Zeit vorbei mit matten Schwingen,
Kein Ton erklingt, nur dumpf erbraust die See,
Wenn ihre Wogen wild den Strand umschlingen,
Und ihrem lauten Klagefang vermählen
Die Winde sich in singenden Chorälen
Und stimmen ein in ihr unendlich Weh.

„Kehanna“, ein Gedicht in 20 Gesängen, ist in den Orient verlegt; es enthält indessen auch außer den prächtigen Malereien viele schöne Seelenstimmungen. Von der Liebe heißt es darin:

Ja, Lieb' hat ew'ge Lebenskraft;
Wird jede and're Leidenschaft
Auch von der Zeit hinweggerafft. —
Der Ehrgeiz wohnt nicht dort im Licht,
Der Geiz wohnt in der Hölle nicht,
Die ird'sche Leidenschaft vergeht
Auf dieser Welt, wo sie entsteht.
Doch Lieb' ist ewig unvergänglich,
Es steigen ihre reinen Flammen
Zum Himmel auf, woher sie stammen.
Auf Erden ein geschwämmer Gast,
Geküßt, gedrückt von Kummers Last,
Ist diese Welt ihr Pränungsort.
Zur süßen Kost gelangt sie dort.
O, wenn der Mutter dort erscheint
Das Kind, das sie hier heiß beweint,
Wird ihr dann nicht für Angst und Sehnen,
Für manche Nacht, durchwacht in Leid,
Für allen Kummer, alle Thränen,
Ein Uebermaß von Seligkeit?

Wie schön ist die Malerei der vorhin erwähnten Felsenstadt, welche ein Wanderer betritt:

Durch jene Straßen schritt er, die so lange
Jahrhunderte betrat kein Menschenfuß,
Durch diese Straßen, fremd so lang dem Klange
Des Menschenschrittes und der Stimmen Gruß.
Im Sonnenlicht, aus grüner Wogen Schoß,
Erheben sich Paläste, hehr und groß,
Der stolzen Stadt, so wunderbar und mächtig,
Als wär's ein Riesenwerk, für Götter prächtig.
Wie still und schön die Hallen anzusehn,
Als wenn die Hand sie der Natur gegründet,
Die ewigen Felsen selbst nicht fester stehn,
Kein Meeressand hat ihr goldnes Thor verschlossen,
Glatt ist der Marmor, den die Fluth umflossen.
Und hin sein Fuß zum Königstempel walt,
Wo einst so fürchtbar Baak's Gebot erschallt,
Den weit umgab der anmuthvolle Garten,
Wo nie gewelkt der Bäume frisches Grün,
Wo man gesch'n der Blumen schönste Arten
Zu gleicher Zeit mit gold'nen Früchten glüb'n.
Noch immer war er wunderschön zu preisen,
Noch immer werth, ein Paradies zu heißen;
Denn wo der mächt'ge Ocean verbeerte,
Da hatte er, durch eigener Schöpfung Schimmer,
Seltfam verschönt, was er gelegt in Trümmern,
Hier Lauben von Korallen
Und Madrepörne Hallen,
Bänke von Schwamm, so zart und schwellend weich,
Als je ein Bett von Moos,
In dessen grünem Schoß
Hamadryaden ruh'n im Baldebreich.
Und kleine Bäume, bunt gefügt aus Stein,
Und manche Meeresspang', umspannen klar
Von zarten Fibern, seideweich und fein,
Gleich einer Meeressjungfrau gold'nem Haar,
Und and're wieder riesenhalt sich hoben
Wie mächtige Bananen, weit umher
Verbreiten sie die Blätter, roth durchwoben
Wie Purpurwimpel, übers grüne Meer.
Noch immer springen dort die gold'nen Quellen,
Wo sie sich mischen salz'ger Meeresfluth,
Da tauchen Fische glänzend aus den Wellen,
Auf deren Flößen Scharlachschimmer ruht,
Sie eilen hin zu jenem frischen Quell
Und nippen spielend an dem Wasser hell.
Dann auf den kleinen Schwingen schnell,
Gleich rothbesiedert fäch't'gen Pfeilen,
Sie jene stillen Lüste theilen,
Ihr ungewohntes Element.

Southey's großes Gedicht: Roderich, der letzte Gotthe, soll die gelungenste seiner Dichtungen seyn und die früheren an Kraft übertreffen. Der Hauptvorwurf, der ihm von den Kritikern gemacht wird, ist, daß er durch zu große Emphase der Einfachheit schade, welche die Engländer so sehr lieben und in welcher sie so erhabene Vorbilder besitzen. Welche Gelegenheit hätte z. B. Milton für prächtige Schilderungen in seinem Paradiese lost, aber diese Schilderungen sind bei ihm nur das Gewand, welches in erhabener Einfachheit seine großartigen Schöpfungen umfließt. Es ist immer nur der lustige Schleier, durch welchen die Strahlen der höheren Idee leuchten. Aber bei Southey scheinen uns die Ideen oft nur des Schmuckes wegen da zu seyn, er tritt nicht anspruchlos auf; die Absicht, so viel als möglich aus dem gewählten Stoff zu machen, leuchtet durch und berührt uns unangenehm. Es fallen uns Goethe's Worte ein: Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt. Bei Wordsworth zweifeln wir nie daran, daß er aus heiliger Begeisterung für die Erhabenheit seiner Ideen singt, unbekümmert, ob der Beifall der Menge ihn belohne; bei Southey dagegen können wir uns oft des Gedankens nicht erwehren, er singe, um Effekt zu machen, wodurch der Zauber gestört ist. In den Balladen und kleineren Dichtungen tritt dies weniger hervor, sie sagen mir darum mehr zu. Originell erscheint mir die Legende Königin Drakka und die Märtyrer von Marokko. Einige Verse darin erinnern sehr an Heine's Gedicht: „Die Muttergottes zu Revelaar trägt heut' ihr bestes Kleid.“ Bei Southey heißt es: „Jeder Altar in Coimbra, geschmückt dem Fest sich weicht, Und Jeder in Coimbra trägt heut' sein schönstes Kleid.“ Auch in einigen anderen Balladen herrscht eine bedeutende Ähnlichkeit zwischen dem Britischen und Deutschen Sänger, namentlich in denjenigen, in welchen die Geisterwelt sammt Teufel und Dämonen eine Rolle spielen. Man hat Heine oft vorgeworfen, daß er Byron nachahme, namentlich in der Ironie; diese hat mich indessen bei dem Briten nie so kränkend verwundet, als bei Heine. Bei Byron leuchtet auch durch die tiefste Ironie der Seelenschmerz; man fühlt es, es ist das blutende Herz, dessen zur Ironie verbitterte Blutstropfen ihm von der Lippe fließen. Bei Heine aber erscheint sie mehr als frivoler Scherz; es macht ihm Freude, uns mitten in unserer poetischen Erregung mit Wasser zu übergießen, er thut es um des Effektes willen. Von der Sucht nach Effekten dieser Art ist Southey dagegen ganz frei; seine Freunde behaupten von ihm, daß er nie eine Zeile geschrieben habe, welche der heiligen Sache der Tugend oder der Moral geschadet oder weh gethan. Seine sämtlichen Gedichte sind 1820 unter dem Titel: The poetical works of Robert Southey in 14 Bänden erschienen. Southey ist außerdem als unerschütterlicher glühender Liberaler anerkannt, und daß er dessen unbeschadet zum gekrönten Dichter ernannt wurde, verdient nicht unerwähnt zu bleiben. Hören wir, was er Johanna in seinem vorhin erwähnten Gedicht Joan of Arc zu dem König nach der Krönung sagen läßt.

Nachdem Karl zu Rheims gekrönt war, warf sich die Jungfrau vor ihm nieder, umschlang seine Kniee und sprach:

König, ich seh' Dich an,
Bei den Millionen seh' ich, die von Dir
Böhl oder Böß erwarten, höre mich!
Bedenke Deinen Stand und Deine Pflicht,
Wenn Du, um zu vergrößern Deine Macht,
Dein Volk bedrückst, von seinem heimlichen Heerd
Es aus in Kampf, in Tod und Elend schickst,
Wenn von der Waisen und der Witwen Flehn,
Von ihrem bitteren Grom und Heulgeleid
Du Dich zum süßen Ton des Schmeichlers fährst —
Wenn bei den Leichen Du der Tausende,
Die hingeschlachtet, rußt: Gerecht ist es,
Daß sie für mich, den König, opfern sich, —
Wenn durch Dein Reich ein Weheruf erklingt,
Des Hungers und der Trauer Jammerton
Bang' durch die Straßen seufzet, während Du
Im Purpur schwelgest bei dem üppigen Mahl
Und lächelnd sprichst: Es ist gut! Barmherziger Gott!
Verzeihst Du solchem Ungehener wohl? —
Wenn der unschuldig hingewürgten Geist
Bei Deinem Thron schreit um Gerechtigkeit? —

König von Frankreich!

Schütze den Nieder'n, speiß' den Hungerigen
Und sey der Waisen Vater; dann bist Du
Des Himmels Stellvertreter, Dankbarkeit
Und Liebe gründen sicher dann Dein Reich.
O, glaub' es mir, die Erdner schämen nie
Den blutigen Tyrannen auf dem Thron,
Der unter ihm stich zu versinken droht.

Southey's Leichtigkeit im Dichten war so groß, daß er seine Werke in beinahe ungläublicher Zeit vollendete. So wird behauptet, er habe die Jungfrau von Orleans, ein episches Gedicht in zehn Theilen, in 6 Wochen geschrieben. Dies erscheint um so bewundernswerther, da seine Sprache immer schön, seine Verse kunstvoll und melodisch sind. Er starb vor kurzem zu London. Southey war der Schwager des berühmten Dichters Coleridge, von welchem ich nachstehend sprechen werde.

Ostindien.

Natur- und Volksbilder aus Kalkutta.

I. Der Ganges.

Die Mündungen der großen Flüsse sind immer schwierige Punkte für die Schifffahrt: hier drohen unter dem Wasser befindliche Felsen, die früher mit einer nun von den Wellen fortgespülten dichten Erdmasse überzogen waren;

dort Sandbänke und versandete Ufer, die alljährlich durch die Ueberschwemmungen ihre Stelle verändern, bald von den Strömungen und der Fluth fortgerissen und dann wieder neu gebildet werden; anderswo Schlamm-Anhäufungen, die eine Art von Gränzlinie zwischen den süßen Gewässern und dem Ocean bilden. Durch achtundzwanzig ansehnliche Flüsse, die in der Regenzeit und beim Schmelzen des Schnees periodisch angeschwollen werden, wächst der Ganges so an, daß er trotz seiner acht Mündungen, durch welche er sich in den Meerbusen stürzt, nachdem er sein Delta befeuchtet und überschwemmt hat, doch noch eine so mächtige Wassermasse ausströmt, daß sein Bett bei der Haupteinfahrt eben so ungleich und launisch wie das eines Gebirgswassers ist. Wenn hier in einer trüben und regnerichten Juli-Nacht ein Schiff von widrigem Wind hineingetrieben wird, so ist seine Lage nicht eher beruhigend, bis es den Piloten am Bord hat, den ihm eine der beständig an dieser gefährlichen Küste kreuzenden Briggs auf einer Schaluppe zusendet, die zwölf unerschrockene Indische Matrosen führen. Zwischen der langen Kette durch manchen Schiffbruch berücktigter Klippen, auf welche bei niedriger Fluth wüthende Wellen einherbrausen, und den Sandbänken, die so mit Schlamm untermischt sind, daß selbst der größte Dreimaster darin versinkt und gänzlich verschwindet, bleibt dem von Windstößen gepeitschten, von den Gewässern des Himmels und den schäumenden Wogen überschwemmten Seefahrer, der auf dem wegen seiner geringen Tiefe seichten und stürmischen Meer herumtreibt, nichts weiter zur Auffindung des rechten Weges, als das Senkblei, die Sonde und die aufflackernde Feuer, die man alle halbe Stunden auf den je nach der Jahreszeit dem Ufer ferner oder näher vor Anker liegenden Pontons anzündet.

Diese Bengalischen Feuer sind von phantastischer Wirkung: zuweilen erleuchten sie plötzlich die schwellenden Segel eines großen Fahrzeuges, das wie ein Gespenst wieder in den Schatten der Nacht verschwindet: aus der Ferne gesehen, ist es oft, als ob Sterne sich vom Firmamente ablösen, einen Augenblick auf den Wellen schwebten und dann in den Abgründen des Oceans auf ewig versanken. Ist man glücklich über jene gefährlichen Stellen hinweggekommen, so liegt der Fluß vor uns, nicht in der heiteren Schönheit lachender Ufer, sondern in der schauerlichen Einsamkeit seiner Sunderbands. Bevor man zu den schönen Wäldern des Mississippi und seiner Nebenflüsse gelangt, muß man jene beweglichen Prairien durchmessen, die der enttäuschte Reisende so gelangweilt betrachtet; eben so muß man hier, ehe man die herrlichen Indischen Landschaften unserer Bücher-Illustrationen schaut, erst an der Insel Sagor und an unbewohnbaren angeschwemmten Landstrichen vorüber. Diese Sunderbands (Sundari-vana), Wälder von Sundari-Bäumen, bedecken eine weite Strecke von ungefähr fünf und zwanzig Stunden, in welche das Delta an der Meeresseite hin ausläuft. Mit Ausschluß des Theils, der unmittelbar an den großen Arm des Ganges stößt, sind die tausend Bäche und Flüsse, welche diese traurigen Einöden nach allen Enden hin labyrinthisch durchfließen, alle salzig; der Boden besteht aus Sand und schwarzer Erde, in regelmäßigen Lagen vertheilt, die aber keine Kultur annehmen, wie die vielen vergeblichen Versuche genugsam an den Tag legten, auf welche nun auch seit dreißig Jahren die Pflanzler Verzicht leisten. So bleibt also dieser Küstenstrich, an welchem jeder Europäer, der nach Bengalen kommt, zuerst vorüber muß, eine einsame Wüste, ein Todesufer, auf dem die wilden Bestien, vorzüglich die Tiger, herrschen.

Man weiß, welchen gewaltigen Schrecken dieser König ihrer Wälder den Bengalesen einflößt; doch wagen sich drei Arten von Menschen in die Sunderbands: der Holzhauer, der sich aus Instinkt gern in das tiefste Dickicht hinein verliert und zum wilden Leben zurückkehrt; der ascetische Hindu, den diese verlassenenen unbewohnten Einöden zur Beschauung einladen, und der muselmännische Fakir, der, mit Talismanen und Amuletten versehen, Herr der raubgierigen Tiger zu seyn vermeint. Diese treten hier in näheren Umgang mit der Gottheit, die sie anbeten; sie erblicken dieselbe im Traum und hören aus ihrem Munde, an welchem Orte sie Gebete oder Opfer entgegennehmen will. Als Dank für die Lebensmittel, die ihnen der Holzhauer zuträgt, entdecken sie ihm die Orte, wo er seine Art anlegen kann, ohne den furchtbaren Gast dieser Gehölze aufzuscheuchen. Das Gitter der Turkeltaube, die in den Zweigen der nahen Bäume ihr Nest baut, der Schrei des Pfau's, welcher um ihre Häuten herumstreift, der phantastische Flug der Papageien, die lachend die Lüfte zu durchschneiden scheinen, der Anblick dieser ruhigen Natur vermehrt noch das Sicherheitsgefühl jener Einsiedler. In der schüchternen Gazelle, die kaum vor ihnen flieht, in den Affen, die von einem Baumgipfel zum anderen springen, erblicken die Einen Geschöpfe, die der Nacht des Talismans unterthan sind, die Anderen Geister der Wälder, Wesen wie sie, die einst menschliche Formen wieder annehmen werden, und so verstreicht ihr Leben unter allerlei Illusionen, bis sie unter den Tagen eines Tigers aus ihrem Traum erwachen. Sollte man aber auch dahin kommen, den niederen Theil des Delta von den wilden Thieren und dem scheußlichen Gewürm zu befreien, so würde doch die ungesunde Luft dieses bald von der Sonnengluth verengten, bald wieder von den Gewässern überschwemmten Küstenstrichs denselben beständig unbewohnbar machen.

Auf das dumpfe Geräusch der auf sich selbst zurückfallenden Woge folgt das wohlklingendere Gemurmel der gegen das Ufer sich brechenden Wellen. Man erblickt Land von allen Seiten, man schifft auf dem Fluße. Eine längliche Barke legt am Hintertheil des Schiffes an, ein Duzend Bengalesen springen an Bord, grüßen ringsumher und werfen sich nieder vor allen Europäern, Capitain wie Passagieren, die hinter dem großen Mast bei einander stehen. Das sind die Hülf-Matrosen, deren die ermüdete Mannschaft gar sehr bedarf; die alten Seeleute klopfen diesen demüthigen Hindus vertraulich auf die

Schulter und vertheilen sie an ihre Posten, und diese gehorchen ihnen wie ihren Vorgesetzten. Der Schiffsjunge reißt die Augen weit auf, erinnert sich der Erzählungen, die er auf dem Kastell während der heiteren Nächte unter der Linie gehört, und begreift, daß er sich nun in jenem fabelhaften Lande befindet, wo er selbst in einem Palankin von vier Negern wird umhergetragen werden. Das Schiff spannt alle Segel auf, der Wind ist gut, die Luft günstig; die Gefahren sind vorüber, und der Lootse hat nicht mehr jenes ernste sorgenvolle Aussehen, das noch kurz vorher auf allen Gesichtern sich wieder spiegelt. Mit feierlicher Stimme ruft er seinen Bedienten, rasirt sich und legt seine Wäsche an, denn der Lootse des Ganges hat nichts mit denjenigen gemein, die man in den Französischen oder Englischen Häfen erblickt, die im wachstuchernen Hute und bekehrten Beinleidern in ihren kleinen Barken allen Stürmen des Kanals und den Windböen an den Küsten der Bretagne trotzen, oder mit denen in den Vereinigten Staaten, die in ihren kleinen Goeletten leicht daherschwimmen, im blauen Kleid und mit blinkenden Uhrgehängen wie die Farmers von New-Jersey; der Herr Lootse von Bengalen (arkatisah) ist eine Person von größerer Bedeutsamkeit im Solde der ehrenwerthen Compagnie und kein Lohnbedienter; am Quai von Kalkutta erwartet ihn seine Kalesche, er ist ein Gentleman, den Beweis dafür liefert sein Aussehen jeder Gratifikation — unter 300 Franken.

Je weiter man vorwärts dringt, und je mehr man jenen breiten Theil des Ganges hinter sich läßt, wo die beiden Ufer in fast unabsehbarer Entfernung von einander liegen, um so häufiger begegnet man den flachen Schiffen, die aus den Nebenflüssen des Ganges kommen und nach Kalkutta stromaufwärts segeln und dann wieder mit Hülfe des Stromes heimwärts rudern. Dies sind wahre Arken von ungeheurer Dimension, die wie die Chinesischen Dschunken von ganzen Familien bewohnt werden und ein Dach mit einer Gallerie haben, wie die Hütten am Ufer; Alles daran erinnert noch an die ursprüngliche Industrie des Landes; die Segel sind aus den Fasern des Hibiskus gemacht, der in Menge auf den feuchten Landstrichen wächst; ein im Sumpf geschnittener Bambus, unten mit einer Art Holzkeile versehen, bildet das Ruder; der Pilot, ein alter Seemann mit weißem Bart, hockt auf einer Art von Holzstange, von wo aus er die kleinen Barken (Dinghis) sehen kann, die er sonst in den Grund segeln würde. Gegen den Sonnenbrand durch einen Schirm von Palmblättern geschützt, lenkt der Bengalische Schiffer geduldig sein Fahrzeug und blickt von seinem Sitze aus, über die Dämme fort, auf die Reisfelder hinüber und auf den Landmann, der sein Feld bestellt mit dem Pfluge, vor den ein Büffel gespannt ist. Wird der Wind schwächer und ist die Welle ihm nicht mehr günstig, so wirft er seinen hölzernen Anker aus, der aus zwei zugespitzten Bohlen besteht, die kreuzweis über einander gelegt und mit einigen großen Steinen beschwert sind. Wie weit ist es noch von dieser friedlichen Schifffahrt bis zu jenen brausenden Dampfmaschinen, die mit ihren mächtigen Rädern die größten Fahrzeuge vorwärts treiben!

Um das Jahr 1765, als die Engländer sich zuerst als Herren des Landes in Bengalen niederließen, wurden noch alle Kanäle der Sunderbunds, alle Mündungen des Ganges, alle benachbarten natürlichen Häfen, eben so wie die Flüsse China's, von Seeräubern, Daloits, beunruhigt, die aber jetzt, wie ihre Kameraden von den Antillen, den Inseln des grünen Vorgebirges und dem Griechischen Archipel, vollständig ausgerottet sind. Diese Daloits bildeten ordentlich einen Stamm, eine Kaste wie die Kallers oder die Diebe von Koromandel und wie die große Bruderschaft der Thugs, von denen Hindostan so lange Zeit zu leiden hatte. Räuber von Beruf, durch ihren Stand, ja durch ihre Religion selbst, dienten sie ihren Gottheiten, indem sie mit größter Gemüthsruhe die Schiffer ausplünderten und tödteten. Jetzt können die Schiffe frei und unbewaffnet überall umhersegeln, die Bewohner der Ufer des unteren Ganges haben nun seit der Ausrottung dieser Piraten eine Plage weniger, und es bleibt ihnen nur noch ein Feind zu besiegen, aber ein schrecklicher, unüberwindlicher, das Klima. Leider ist es auf unserer Erdkugel Gesetz, daß die Wohlthaten einer gesegneten Vegetation durch den unseligen Einfluß einer ungesunden Luft gebüßt werden müssen. Mit einem beklemmenden Gefühl betritt man die unter Palmen versteckten Dörfer, diese schattigen Hütten, die am Ufer der beständig übertretenden Flüsse erbaut sind, auf denen die mit Reis beladenen Barken schwimmen, diese frischen Buchten, diese prächtigen Bambusgebüsch mit dem geschmeidigen Laubwerk, diese halb unter Wasser stehenden Reisfelder, auf welchen der Reiher umherwandert und auf das Rebhuhn wartet, das sein Nest unter den reisenden Aehren baut. Und welche reiche Aerndte wird der Tod in den letzten Monaten der Dürre einsammeln unter den armen Kindern, welche jetzt lustig unter den Blumen spielen, die viele von ihnen nicht überleben sollen!

Die wichtigste Station, an der man auf dem Ganges vorüber kommt, ist der Diamanten-Hafen, wo die zu tief unter Wasser gehenden Schiffe der Compagnie, die deshalb nicht bis Kalkutta hinauf fahren können, aus- und einladen. Hier ist noch immer wie ehemals das Esorabo der Seeleute und, die Poesie abgerechnet, etwas Aehnliches mit jener Insel der Sonne, die Camoens aus den Kluthen emporsteigen läßt zum Ruhepunkt für seine Portugiesischen Helden. Hier umschwärmen den Ankömmling unzählige Bajaderen niederer Gattung, die den anlandenden Schaluppen mit demselben Eifer entgegenkommen, wie einst die jungen Dtabeiterinnen nach Cool's Schiffen hinduberten. Die Bajaderen schämen sich nicht im geringsten der schmachvollen Entwürdigung, der sie sich preisgeben; von den Priestern des Wischnu dazu autorisirt, obwohl sie keiner Kaste angehören, studiren diese Frauen, eingeweiht in die Literatur und epische Poesie ihres Landes, aus abschweiflichen Büchern mit dem größten Eifer die verderbliche Kunst, der sie ihr Leben widmet, und der Magianismus, in seiner Rücksicht gegen alle menschlichen

Schwächen, stellt jeden Mißbrauch, den er zu verhindern zu ohnmächtig ist, unter den Schutz seiner Götter. (Schluß folgt).

Schweiz.

Hisselt's Forschungen über die Sage von Wilhelm Tell.

(Schluß.)

Die Nachrichten Tschudi's und Etterlin's führen, derselben Prüfung unterworfen, dasselbe Resultat herbei. Vergleichen wir aber diese verschiedenen Erzählungen unter einander, so gelangen wir zu einem neuen Schlusse: sie sind aus gleicher Quelle geschöpft; eine und dieselbe Dichtung liegt ihnen zum Grunde. Die Prosa Tschudi's ist rhythmischer als die Etterlin's, weil er öfter als sein Vorgänger die Form des Originals beibehalten. Mehrere Verse des alten Liedes hat Schiller nur etwas gemodelt und zwar Wort für Wort in sein Drama aufgenommen. Eine Art von dramatischer Bearbeitung des Gegenstandes, welche in der Mitte des 16ten Jahrhunderts erschien^{*)}, ist reich an Versen aus Volksliedern oder, besser gesagt, sie ist nichts Anderes als die in Scene gesetzte Romanze, wie die noch heutzutage gesungenen sogenannten Tellenlieder dieselbe im Zeitenlauf retouchirte und vermehrte Romanze sind.

Um nun zu erfahren, wie viel historische Wahrheit der vom Volke, von Dichtern und Chronisten gleichsam wetteifernd ausgeschmückten Sage zum Grunde liegt, muß man natürlich die wesentlichen Fakta von den abweichenden und mit einander in Widerspruch stehenden zu sondern wissen. Auffallend ist zunächst die Uebereinstimmung der alten Chronisten in der Idee, welche sie uns von Tell's Charakter und seiner Stellung zur Gesellschaft geben. Als ein schlichter Landmann hatte unser Held eigentlich keinen anderen Namen als den, welchen er in der Laufe empfing. Man nannte ihn Wilhelm, zuweilen auch Wilhelm von Uri. Tell war nur sein Beinamen, und dieser bezeichnete ihn als einen simplen Mann, der mehr Leidenschaft als Reflexion besitzt und eher von einer Art Instinkt als von reifer Ueberlegung sich leiten läßt. „Verzeihet, Herr“, sagt er zu Gesler, „ich habe aus Unbedachtsamkeit gefehlt; wär' ich ein besonnener Mann, so hieß ich nicht Tell.“ Das alte Wort tallen oder talen bedeutete s. v. a. nach dem ersten Impulse, auf eine kindische und unüberlegte Weise reden oder handeln. Wer also den Beinamen Tell (der Tolle) führte, der stand im Rufe, naiver und von Eindrücken abhängiger zu seyn, als Andere seines Gleichen. Ohne Zweifel dehnte man dieses Epithet auch auf Leute aus, welche Disposition zu schwärmerischem Hinbrüten oder eine reiche, selbst eine schaffende Phantasie besaßen. Wir haben im Kanton Appenzell einen armen Hirten kennen gelernt, der mit diesen Eigenschaften große Gewandtheit und Unerfahrenheit vereinigte. Er tanzte öfter, sich mit Kastagnetten akkompagnirend, auf dem Kamme der Felsen, gleichsam über dem Abgrunde schwebend, und sang dabei Verse, die er selber gedichtet hatte. Eine merkwürdige Erregbarkeit und Energie gestellten sich in diesem jungen Manne zu einer seltsamen Schwäche des Charakters. Von den Hirten dazu aufgefordert, improvisirte er Strophen auf den Tod seiner Geliebten, und während des Sings stießen seine Thränen reichlich. Dann verlangten seine Kameraden eine dramatische Aufführung von ihm, und er spielte den Tod seines Vaters. Abwechselnd legte er sich auf den Boden, um den Greis auf seinem Sterbebette darzustellen, und stand wieder auf, sich Trost einredend. Diese Monologe drückten Alles aus, was das menschliche Herz Edelstes fühlen kann, aber auch jede Regung des Eigennuzes, welche den reinsten Gefühlen beigemischt ist. Es schien, als hätte die Stimme eines Shakespeare in dieses Alpenthal sich verloren: gewiß ist die Erde reicher an genialen Menschen, als wir glauben, und mancher Keim verdorrt unerkannt, der in besserem Boden zu einem mächtigen Baume herangewachsen wäre. Für seine kalten Kameraden war unser Sänger nur ein Gegenstand der Ergötzung und Verachtung; sie nannten ihn den Tölpel oder den Poeten. Könnte nicht Wilhelm von Uri, der Tolle oder Tölpel, bei seinen Landesleuten ein gleiches Schicksal gehabt, sollten sie nicht auch ihn wie eines jener Wesen behandelt haben, die, in Dingen des praktischen Lebens immer unklug und unbesonnen, zu beständiger Kindheit verdammt scheinen, da sie ihm einen Namen beilegen wie die Hölzlinge des Tarquinius dem künftigen Retter der Stadt Rom?

Wenn demnach Tell in einem solchen Rufe stand, so ist es weniger unbegreiflich, daß die Zeitgenossen seiner nicht erwähnen. Ihre Vergessenheit wird uns aber noch weniger Wunder nehmen, wenn es uns zu beweisen gelingt, daß die Geschichte des Schützen von Uri erst im Laufe der Zeit mit Details sich bereichert hat, die ihren Zauber ausmachen.

Die Elemente dieses Beweises finden wir nun in dem gelehrten Werke des Herrn Hisselt. Sie bestehen in einer verschiedentlich modifizirten Scandinavischen Saga, die auf das schlichte Abenteuer eines Schützen der Alpen ihre lebhaften Farben geworfen hat. Die Erzählungen von Püntler in Deutschland, von William aus Cloude'sly in England, Endrid und Hemming in Norwegen, von dem Dänen Toko (Palnatoko) und dem Isländer Egil sind, wie Herr H. befriedigend zeigt, im Wesentlichen einander gleich: ein geschickter Schütze wird gezwungen, aus großer Entfernung einen Apfel vom Kopfe seines Sohns zu schießen. Die Isländische Sage nennt Egil einen Bruder Wieland's, des Schmiedes Bésent der Französischen Märchen,

^{*)} Ein häßlich und lustig Spiel vorziten gehalten zu Uri in der 16. lichen Eidgenossenschaft, von dem frommen und ersten Endgenossen Wilhelm Thellen irem Landmann. Ich nüllch gebessert, gemacht und gespielt am neuen Jarstag. MDXLV. Per L. Ruel, urbis Tigorniae chirurgum. — Die neueste Edition besorgte in diesem Jahre Dr. Mayer zu Pforzheim.

des Vulkan der Scandinavien; somit verliert sich die Legende vom Apfel in die nebelige Nacht der nordischen Mythologie. Diejenige dieser verwandten Saga's, welche den Norden mit den Alpen Helvetiens in die engste Verbindung bringt, ist die von Tolo, wie man sie bei Saro Grammaticus liest. Unter der Regierung Harald's mit dem Schwarzen Zahn, folglich in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, rühmte sich Tolo, der Sohn des Palna, im Rausch eines fröhlichen Gelages, daß er einen auf einen Stab gesteckten Apfel aus weiter Ferne herabschießen könne. „Böhlan“, sprach der König; „der Apfel soll auf den Kopf Deines Sohnes gelegt werden.“ Tolo schießt und trifft glücklich. Aber noch zwei andere Pfeile bemerkt man in Tolo's Aermel, und der König will wissen, zu welchem Zweck er sich damit versehen. „Die waren für Dich bestimmt“, entgegnet der Held, „falls ich unglücklich getroffen hätte.“ Nach einiger Zeit erlauert Tolo den Harald hinter einem Gebüsch und durchbohrt ihn mit dem todbringenden Geschosse. Dann wird er auf der Insel Judin der Stifter einer Genossenschaft verwegener Seelente, denen er Gesetze giebt.

Diese Sage vom Sohne Palna's war selbst schon die Uebersetzung einer weit älteren, welche das Symbol der größten Geschicklichkeit im Bogenschießen geworden. Es hat gar nichts Ueberraschendes, daß wir sie in den Thälern der Alpen wiederfinden bei einem Volke, das sich Scandinavischer Abkunft rühmt. Ein Schwede, der im vorigen Jahre die Schweiz bereiste und mit der Tradition, welche die Bewohner der Baldfälle und des Haslithals aus dem hohen Norden kommen läßt, völlig unbekannt war, versicherte mir, es habe ihn schon zu Meyringen in Physiognomie, Sprache und Kostüm der Bewohner, wie auch in ihrer Art zu bauen, ungemein Vieles an seinen Geburtsort, das Schwedische Dorf Pasle, lebhaft erinnert. Vielleicht hatten die Eingewohnten des ältesten Kantones, die Schwizer (d. i. Schweder, Schweden), jene Legende aus ihrem Norden mitgebracht und auf kommende Generationen fortgepflanzt; vielleicht auch wurde die Erinnerung daran durch Saro Grammaticus, den sie im Anfang des 16ten Jahrhunderts zuverlässig kannten, in ihrem Gedächtniß wieder angefrischt. Das Abenteuer Tell's ist nun freilich von dem des Dänischen Schützen zu verschieden, als daß es für eine bloße Kopie desselben gelten könnte; auf der anderen Seite sind aber der Uebereinstimmungen so viele, daß die direkte Abstammung der Schweizer Sage von der Nordischen doch keinem Zweifel Raum läßt. Niemand wird bis zur Evidenz darthun können, Tell habe den barbarischen Befehl, einen Apfel von seines Kindes Haupt zu schießen, nicht erhalten; und man müßte wenig in der Geschichte bewandert seyn, wenn man irgend ein Ereigniß darum leugnen wollte, weil in einem anderen Lande oder Zeitalter etwas Analoges geschehen ist. Das Motiv jenes Befehls in der Schweizer Tradition ist nicht von gleicher Art, wie in der Saga. Der Hut ist immer und besonders im Mittelalter das Emblem der Freiheit gewesen, und die Zumuthung an ein Volk, seinen Gewalthabern in effigie zu huldigen, eine oft wiederkehrende Maßregel des Despotismus jener Zeit. *) Aber man darf wenigstens ohne die Besorgniß, von der Geschichte widerlegt zu werden, behaupten, daß die Details voll poetischer Wahrheit, welche diese Scene vervollständigen, die Reservierung eines zweiten Pfeils und die mit der Antwort des Tolo genau übereinstimmende Antwort des Tell, der nordischen Legende angehören. Ich nehme nur einen Zug von zarter Naivetät aus, der wahrscheinlich aus der Seele des Dichters, des Verfassers der Schweizerischen Romanze, hervorgegangen. Gefler fragt den Tell, welchen seiner Söhne er am meisten liebe. „Nun, da Ihr es zu wissen wünscht“, antwortete der Schütze, „so liebe ich den Jüngsten mehr.“

Die Schweizer Sage läßt Tell in eine Barke werfen, damit er einem unterirdischen Kerker zugefahren werde. Er ist, gleich Tolo, ein eben so tüchtiger Steuermann als vollendeter Schütze. Wie jener Dänische Held, so lauert auch er dem Tyrannen auf, um ihn zu tödten. Der Scandinavische König und der Oesterreichische Statthalter büßen auf gleiche Weise die gleiche Gewaltthätigkeit, die sie gegen unerschrockene Schützen sich erlaubten.

Wir haben wider diesen Theil der Sage, so wie die Schweizer Chronisten sie uns überliefern, schon einige Zweifel erhoben. Von der Epoche, welche Tschudi diesen Ereignissen anweist, wollen wir absehen; er versetzt das Abenteuer Tell's augenscheinlich in das Jahr 1307, weil nach ihm der Ursprung des Schweizerbundes, den eine strengere Kritik mit höherer Wahrscheinlichkeit zehn Jahre früher annimmt, in dieses Jahr fällt. Eine erheblichere Schwierigkeit erzeugt die Behauptung des Herrn Kopp, daß nämlich die Landvogtei Rüschach in der Familie der gleichnamigen Ritter erblich gewesen sey und also nicht der Aufenthalt eines Oesterreichischen Statthalters habe seyn können. Herr Hsili versucht es auf eine sinnreiche Weise, diese Schwierigkeit zu heben. Er beginnt damit, daß er die Erzählung des Chronisten Ruß, als die einfachste und älteste, mit denen Etterlin's und Tschudi's vergleicht. Bei Ruß wird das Schloß Rüschach nicht erwähnt. Der Landvogt läßt in der Erzählung seinen Gefangenen „gen Schwiz in das Schloß im Sew (See)“ bringen. Nun aber befindet sich in einiger Entfernung von Schwiz, im See Lowertz, eine kleine Insel, die Schwanau heißt, und auf welcher man noch Trümmer einer Ritterburg sieht. Hämmerlin nennt sie castrum Lowertz und meldet uns, daß der Graf von Habsburg,

Herr des Thales Uri, einen Offizier in der Eigenschaft eines Statthalters des ganzen Thales hier habe wohnen lassen. Dies ist derselbe Offizier, von welchem Hämmerlin und Zuber, Beide Schriftsteller des 15ten Jahrhunderts, erzählen, er habe sich an der Schwester zweier Schwizer vergangen, während Mutius den Landammann von Uri als Urheber dieses Verbrechens nennt. Die beiden Brüder des Mädchens tödteten den Wüstling, vielleicht an demselben Ort, wo die Kapelle der Hohlen Gasse sich erhebt; die Leute von Schwiz aber standen auf und zerstörten die Burg. Könnte das Schloß von Schwanau nicht eben dasjenige gewesen seyn, dessen bei Ruß Erwähnung geschieht? Aus den Worten im Sew wäre dann bei Etterlin Immensee entstanden, der Name eines Dorfes, bei welchem das Schloß Habsburg sich erhebt; die Dänische Legende und die Begebenheit mit dem Schloßhauptmann von Schwanau wären aber in Etterlin's Bericht und in der Tell-Sage zusammengelassen, welche sonach neue Ausschmückungen erhalten hätte. Herr Hsili kommt nur auf die einfache Erzählung der Russischen Chronik zurück, welche den Statthalter seinen Weg über Schwiz nehmen läßt und seinen Fall durch Tell's Geschöß nicht in der Hohlen Gasse, sondern am Waldstätter-See, unweit der Tells-Platte, stattfinden läßt.

Sonach hätte sich also die Tradition vom Tell mit fremdartigen Elementen bereichert, und während die Geschichte die Namen Stauffacher's, Fürst's und Arnold's von Melchtal als weiser, kluger und im Lande ausgezeichnete Männer aufnahm, hätte das Volk die Erinnerung an den heldenmüthigen Schützen und Steuerer bewahrt und diese Erinnerung eben so ausgeschmückt, wie es mit den Bildern seiner Madonnen thut. Durch Verwebung der Sage mit anderen wäre dann der Name Tell's den Namen der Stifter der Eidgenossenschaft angereicht, ja noch höher gestellt worden. Die ursprüngliche Bedeutung des Namens ist nicht bloß verloren gegangen; er ist in der Volkssprache sogar mit Retter und Befreier synonym geworden. Man kennt die Tradition, der zufolge in dem wilden Gebirgs-Revier, das der Vierwaldstädter-See bespült, eine Höhle sich befindet, in welcher die Befreier des Landes, die sogenannten drei Telle²⁾, mit ihrem alten Kostüm bekleidet, seit Jahrhunderten schlafen. Sie schlafen, die Zeit erwartend, wann das Vaterland in Gefahr kommen und ihres Armes von neuem bedürfen wird. Eines Tages drang ein Hirte, der seinen verlaufenen Ziegen nachgeleitet war und sich verirrt hatte, in jene mythische Grotte. Von dem Geräusch seiner Schritte gewedt, erhob Tell das Haupt und fragte: „Wie viel Uhr ist's auf Erden?“ Der Hirt antwortete zitternd: „Die Sonne steht sehr hoch.“ — „So ist unsere Stunde noch nicht gekommen“, sprach Tell und schlief wieder ein.

(B. U.)

Mannigfaltiges.

— Kopenhagener und Berliner Lesekabinette. Wir haben bereits bei früheren Gelegenheiten des großen Lesekabinettes „Athenäum“ in Kopenhagen gedacht. Die Zahl der Jahres-Abonnenten dieses Institutes betrug im vorigen Jahre 750; außerdem sind an eingeführte Fremde 254 Karten auf einen Monat und 499 auf eine Woche verteilt worden. Die Anzahl der im „Athenäum“ gehaltenen Zeitschriften beläuft sich auf 161. Von diesen erscheinen 42 in Kopenhagen, 13 in den Dänischen Provinzen, 8 in Norwegen und 5 in Schweden; zusammen werden also 68 Scandinavische Zeitschriften gehalten. Deutschland liefert dem Dänischen Lesekabinet 57, Frankreich 20, England 15 Journale und Nord-Amerika eines. Im vorigen Jahre ist die Bibliothek des „Athenäums“ um 1178 neue Bücher vermehrt worden. — In Berlin besitzen wir eine große Anzahl von Lesekabinetten, besonders in den mit zahlreichen Journalen ausgestatteten Konditorien; keines ist jedoch so umfassend und vollständig wie das Kopenhagener „Athenäum“, und dies ist in vieler Hinsicht sehr zu bedauern. Am meisten nähert sich diesem noch das in der Behrenstraße Nr. 32 befindliche, von Herrn Nebenstein geleitete „Berliner Lesekabinet“. Damit dasselbe jedoch wirklich das beste, was das Publikum einer großen Stadt und die zahlreichen hier zusammenströmenden Fremden von ihm zu fordern berechtigt sind, und was zu leisten es auch vollkommen bereit zu seyn scheint, müßte es von der Theilnahme des Publikums viel stärker unterstützt werden. Es ist gewissermaßen ein Ehrenpunkt für jede große, auf literarische Bildung Anspruch machende Stadt, ein solches so vollständig als möglich ausgestattetes Institut, in welchem Fremde aller Nationen die Journale ihres Landes finden, in ihren Mauern zu besitzen. Wir können daher nicht lebhaft genug daran mahnen, das „Berliner Lesekabinet“, welches ganz vorzüglich zu solchem Zwecke geeignet ist, durch größere Theilnahme in den Stand zu setzen, diesen Zweck auf würdige Weise zu erfüllen.

— Goethe und Schiller. Goethe's in zwiefacher Beziehung „klassisch“ genannte Dramen, „Iphigenia“ und „Tasso“, sind von schöner Hand ins Englische übertragen worden, von einer jungen Dame, Namens Anna Swanwick. Sie hat diese beiden Dramen, von denen jedoch der Tasso nicht ganz vollständig übersetzt ist, zusammen mit einem Bruchstück aus Schiller's „Jungfrau von Orleans“, unter dem Titel „Auswahl aus Goethe's und Schiller's Werken“ mit einleitenden Bemerkungen kürzlich herausgegeben. **)

*) In gewissen Staaten des Orients muß man vor dem leeren Throne eben so ehrerbietig niederfallen wie vor dem Herrscher selbst; in anderen muß ein Unterthan, der ein verzeihliches Missethats-Verbrechen begangen hat, vor dem Bilde des Herrschers knieend Abbitte thun u. s. w.

*) Woher diese Zerlegung des einen Tell in drei Telle? Mit Einschluß der drei Männer auf Hüft müßten ja vier in der Höhle liegen.
A. v. Weberf.

**) Selections from the Dramas of Goethe and Schiller, translated with introductory remarks, by Anna Swanwick. London, Murray, 1843.